

## LESERBRIEF zu Heft 29 „der blaue reiter“

IN BEWEGUNG: Was für ein Thema! Bewegung ist Leben und „Welt“ ihr Synonym; sie, die aus dem Innersten heraus bis ins letzte Ästchen bewegt ist und sich ständig verändert. Die Veränderungen zu „beschreiben“, ist selbst eine grundlegende Bewegung unseres Geistes – wie Stefan Reuschs launiges Bonmot es nahelegt: der Denk-Ort heiße darum ja nicht Stehhirn, sondern Geh-irn. Die Autoren dieses Heftes haben sich Aspekte der Bewegung vorgenommen, die alle interessant, aber auch überraschend sind – auch überraschend aktuell und überwiegend düster in der Beurteilung unserer Zeit. Perlen sind der Beitrag von Udo Grün „Wahrheit in Bewegung“ und insbesondere der Essay „Verwandlungen des Lebendigen, Metamorphosen im Wandel“ von Yuho Hisayama; ein schönes Stück literarischer Kulturbetrachtung.

Leider wurde kein Essay, keine Meditation über die natürlichste Bewegung des Menschen geschrieben, das Gehen, nicht das sozusagen programmatische Spaziergehen (da gibt es einen Beitrag im Lexikonteil), nicht das Flanieren (den Beitrag hat Georg Mein geliefert), sondern das bloße Gehen und wie es das Denken in Bewegung setzt und das Bewusstsein verändert. Gehen ist eine raumzeitliche Bewegung; Entfernungen wurden vor noch nicht allzu langer Zeit in Wegstunden angegeben. Man braucht keine markierten Wanderwege. Wege, das wußte Kafka, entstehen dadurch, dass man sie geht. Gehen braucht körperliche Balance und verlangt aufrechte Haltung; wer sich halt(ungs)los dahinschleppt, geht nicht. Das natürliche Gleichgewicht und der sich bei längeren Strecken einstellende Rhythmus ist dem Denken ungemain förderlich und man kommt als ein anderer zurück, als der man losgegangen ist. Es versetzt einen geradezu in einen schwebenden Zustand; dieses Denken verflüchtigt sich freilich gern, so wie es Träume tun. Deshalb hatte Nietzsche immer seine Notizhefte dabei; und doch fiel es ihm nicht leicht, im Nachhinein seine Gedanken aus dem Gekritzeln herauszuziehen. Dann ist noch daran zu denken, was für bedeutende Veränderungen es durch Gehen gegeben hat: Die alles umwälzende Völkerwanderungen; die Ausbreitung des Homo sapiens von Afrika aus; der Auszug aus Ägypten; die Pilgerzüge; die Kreuzzüge; überhaupt die kriegerische Infanterie wie zum Beispiel der Alexanderzug; die mittelalterlichen Vaganten, die mit ihren Liedern durch Europa zogen. Oder der Läufer von Marathon; oder die großen Fußgänger, wie Seume oder Woodsworth, die die Literatur bewegten oder wie Nietzsche die Philosophie. Dann die sich Verirrenden wie Dante. Auch Goethe war zu Fuss unterwegs, und hörte dabei die „leise sprechende Natur“ – vielleicht das schönste Gehen.

Im Mittelpunkt „seiner“ Welt – der Mensch mit all seinen Verrichtungen. Um sich herum erfährt er mit seinen Sinnen: Sonne und Mond gehen auf und unter; der Wind streicht durch die Äste der Bäume (die Germanen sprachen vom Raunen der Wälder), lässt Getreidefelder wogen; es regnet, die Bäche

rauschen, das (einst) „fishedurchwimmelte“ Meer bricht sich unablässig am Ufer; aus Abend und Morgen wird es Tag, die Morgennebel steigen, die Rehe treten aus dem Wald und die Feldlerche steigt singend in den Himmel, die Mücken tanzen in der Sonne – die Welt ist voll lebendigem Gewimmel. Wie schön! Und was macht der Mensch? Er lässt die Sau raus. Man muss nur an seinen Mobilitätswahn denken, seinen Machbarkeits- und Produktionswahn, an seine Technikversessenheit, an seinen ungebremsten Rohstoffverbrauch, an seinen Raubbau an der Erde, an den weitgehend absurden Aktionismus (der geradezu an ein Appetenzverhalten denken lässt), gerichtet auf Fun, Food und Event, als ob die Welt eine Spielwiese sei – der Mensch ist ein einziges ökologisches Desaster (ganz im Sinne von Friedrich Dieckmanns „erbarmungslosem Zugriff des Menschen“). Nichts hält ihn davon ab, die Erde in ihrer materiellen Gefasstheit gründlich zu stören. Wenn es zuviel wird, könnte sie freilich ihr ökologisches Gleichgewicht schon zu wahren wissen. Ob die Erde in ihrer Selbstorganisation für den Menschen dann noch Platz hat? Der Sauerstoffgehalt der Luft etwa (in natürlich-biologischem Prozess entstanden) müsste sich nur um ein wenig erhöhen; ein Mensch zündet sich eine Zigarette an und schon macht es – „Puff“.

Aber ganz abgesehen von den Bemühungen des Menschen, den Ast abzusägen, auf dem er sitzt, ist doch folgender Gedankengang für mich bedenkenswert: Seit dem Urknall (ich gehe mal von dieser Theorie aus) hat die Entwicklung des Weltalls durch Ausdehnung eine Reihe von Phasen der Abkühlung und zunehmenden Verfestigung durchgemacht (von heiß und ausschließlich Strahlung über Teilchenentstehung, Gase und Flüssigkeiten bis zur Bildung fester Körper). Diese Entwicklung ist bestimmt noch nicht abgeschlossen. Wir wissen nicht und können es nicht wissen (aber plausibel annehmen), ob eine weitere Phase weitere Veränderungen in Struktur und materieller Verfasstheit des Weltalls mit sich bringt (was ist mit der postulierten schwarzen Materie und Energie?), die unsere Lebensbedingungen gravierend beeinträchtigen oder zunichte machen könnten. Das rechnet sich natürlich in hunderten von Millionen Jahren, aber wann der Zeitpunkt der Wirksamkeit da sein wird, lässt sich ebenfalls nicht absehen (morgen schon, oder erst in 10 Mio. Jahren). Aber warum in so spekulative Weiten schauen? Es reicht doch völlig aus, dass der Hot Spot unter dem Yellowstonepark ausbricht, und das war's dann.

Der Mensch bewegt sich nicht nur, er wird auch bewegt; besonders zu Beginn seines Erdendaseins: Er wird in die Welt geworfen. Da sitzt er nun, schaut sich um und beginnt vielleicht (wenn er Thraker ist) über sein Schicksal zu klagen. Nicht unverständlich, breiten sich doch krankmachende Epidemien aus, Kriegsgreuel, Hunger und Not treiben die Menschen aus ihrer Heimat; Schopenhauer würde ihm beipflichten und die Lage des Menschen so sehen: „...eine Spanne Zeit zu leben, voll Mühe, Not, Angst und Schmerz, ohne im Mindesten zu wissen, *woher, wohin und wozu...*“ Sophokles würde umgehend eins drauf setzen und behaupten, dass nicht geboren zu sein, das Höchste sei. Worauf Anaxagoras auf die Frage, warum einer sich dennoch entscheiden könnte, lieber geboren als nicht geboren zu sein, entgegnet haben soll: „Um

das Himmelsgebäude (Kosmos) zu betrachten.“ Das war wohl ein Seelenverwandter von Immanuel Kant. Da der Mensch von Natur aus einen metaphysischen Bezugsrahmen zu brauchen scheint, fragt der Mensch, der all die Bewegung um sich herum sieht, wer wohl alles in Bewegung gesetzt hat und erhält. Heißt er Aristoteles, so sucht er umgehend einen ersten, selbst unbewegten ewigen Beweger; heißt er Heraklit, so wird er dunkles Wissen aufschreiben, das Platon veranlasst, dieses Wissen formelhaft zu überliefern mit: „Alles bewegt sich fort und nichts bleibt.“ Als prägnante Formel „Panta rhei“ – „Alles fließt“ – wird sie Jahrtausende lang durch die Welt wandern. Ist er Buddhist, so weiß er sich in beständiger Wanderung (Samsara) begriffen, im Strom der Wiedergeburten, und wird bestrebt sein, sich aus dem leidvollen Kreis des Lebens zu lösen. Ist er konfuzianischer oder taoistischer Chinese, wird ihm das Buch der Wandlungen, das I Ging, bedeutend sein, das einer Auffassung der Welt Ausdruck verleiht, in der ein dauernder Übergang der Erscheinungen ineinander stattfindet. Und heißt der Mensch Hegel, so erkennt er gar einen Weltgeist, der sich in der Weltgeschichte zeigt, sich in den Völkern expliziert und manifestiert und schon immer unterwegs ist (bevorzugt von Ost nach West), um in Hegel zu sich selbst zu kommen. Darüber wird Jakob Burckhardt den Kopf schütteln und beiläufig notieren: „Oh du Tropf.“

Von Homer gibt es ein unvergleichliches Bild der schicksalhaften Bewegtheit der Menschheit (nach Voß):

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen,  
Einige streuet der Wind auf die Erde hin, andere wieder  
Treibt der knospende Wald, erzeugt in des Frühlings Wärme;  
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet.

Jede Bewegung birgt Veränderung in sich, vorwärts oder rückwärts gewandte; rettende oder verderbliche. Das ist die Requisitenkiste der (linken und rechten) Utopisten, der Eschatologen, der Soteriologen und, nicht immer zu trennen, der Apokalyptiker – jeweils jeglicher Couleur. Als einer, der auf die katastrophenhaltigen Naturbemächtigungspotenzen des Menschen in Wissenschaft, Technik und Produktion insbesondere seit den Zeiten von Kolumbus, Kopernikus, Kepler und Galilei hinweist, zeigt sich Friedrich Dieckmann in seinem Beitrag „Was bedeutet die Bewegung?“. Immerhin prognostiziert er einen rettenden anti-apokalyptischen Punkt, an dem die menschengemachte zerstörerische Bahn ihre Peripetie erfährt und sich doch noch zum Guten wendet. Die Gauß'sche Glockenkurve mache es möglich, dies mathematisch zu formulieren. Ich weiß nicht, ob Friedrich Dieckmann das Buch „Der Schwarze Schwan“ von Nassim Nicholas Taleb gelesen hat. Darin wird die Glockenkurve als prognostisches Instrument in Frage gestellt. Es ist überhaupt ein Augenöffner. Nebenbei bemerkt: „Prognose“, eine Neubildung, stammt wohl vom griechischen „prognôsis“ ab (mit vergleichbarer Bedeutung); was die alten realistischen Lateiner freilich als „prognostica“ in

ihren Wortschatz übernommen haben, was so viel wie „Wetterzeichen“ bedeutet; das finde ich im Blick auf die Trefferquote moderner Prognosen recht amüsant.

Einen herausfordernden Beitrag hat Hartmut Böhme geschrieben. Er gibt eine dicht gedrängte Zeitdiagnose, die von einer intensiven Belesenheit und Konstruktivität zeugt, der man – auf's Ganze gesehen – leider auch kaum widersprechen kann. Unter Heranziehung philosophischer und literarischer Gewährsträger wird der Eindruck vermittelt, dass die gesellschaftlichen Bemühungen des Menschen zwangsläufig in Gewalt und Verbrechen kollabieren. Alles was der Mensch zivilisatorisch geschaffen und sich dabei maßlos übernommen habe, um seinen materiellen Verhältnissen Dauer und Sicherheit zu verleihen, hätten eine grandiose Destruktion zur Kehrseite. Wirtschafts- und gesellschaftskritisch sowie analytisch vehement dargelegt, kommt er angesichts der heutigen Krise zum Ergebnis, dass die westlichen Kulturen in unserer Zeit nur mehr die Kraft haben, Krisen zu managen und ansonsten keine Ideen und Ziele mehr für Fortschritt und Weiterentwicklung haben. Und dass eine Rettung, wenn überhaupt, unvermeidlich nur mithilfe der Kulturwissenschaften zu erwarten sei (na ja, jeder klappert für sein Handwerk).

Das alles hinterlässt den bedrückenden Eindruck, dass Mephisto recht hat, wenn er sagt: „Alles was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht.“ Und das nicht als allgemeine zynisch-philosophische Betrachtung, nein, sondern als eine Aussage über die die aktuell bestehenden desaströsen menschlichen Zustände. Apokalyptisch insofern, als Böhme mit dem Stichwort der „kreativen Zerstörung“ darauf hinweist, dass alles aufgrund eines in unseren Institutionen innewohnenden Prinzips der Zerstörung anheim fallen müsse, damit Neues entstehen könne. Was bleibt ist Hoffnungslosigkeit! Man wünscht sich, Hartmut Böhme hätte sich Hölderlins erinnert und gemäß seinen vielzitierten Versen „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“ einen Lichtblick für die Zukunft gegeben. Denn so ist es – im Blick auf die zunehmende Alterseinsicht (meiner Generation) in unsere prekäre Lage – nicht weit bis zu dem Lebensgefühl, das Hölderlin so fasst (ein Wort im letzten Vers ist – nicht sinnenstellend – abgeändert; statt „bin“ nun „hoff“):

*Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,  
Die Jugendstunden sind, wie lang! wie lang! Verflossen,  
April und Mai und Julius sind ferne,  
Ich hoff' nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne!*

Auf Hartmut Böhmess Essay bin ich mehrfach zurück gekommen. Nicht, weil ich Lust am Untergang hätte, sondern weil hier einer den Puls der Zeit fühlt und in einer Tour-de-force-Analyse die Entwicklung aufzeigt, wie es zur derzeitigen Krise kommen konnte. Allerdings mußte ich mich seiner Auffassung erst nähern. Bei der ersten Lektüre war ich eher voller Widerspruch. Ich will

den darauf spontan entstandenen Kommentar nicht unterdrücken: Eine Bewegung eigener Art zeigt uns Hartmut Böhme in seinem kulturkritischen Beitrag „Kreative Zerstörung“. Wie weiland Tarzan sich an Lianen von Baum zu Baum schwang, schwingt sich Böhme an einer stattlichen Anzahl von Zitaten durch seinen Beitrag, so dass es zunächst scheinen will, als sei für eigene Gedanken kein Platz... Das war schon etwas böseartig und ich distanziere mich davon. Allerdings finde ich den „Tarzan“ doch recht amüsant; auch er ist kraftvoll und es bleibt nur zu fragen, ob auch jede Liane hält, was sich der Autor davon verspricht.

Das erste Zitat etwa, „Das Grauen“ von Joseph Conrad, soll ein Stichwort der Moderne seit 1900 sein. Im Rückblick und im Abstand fast eines Jahrhunderts lassen sich freilich viele literarische Belege für eine Interpretation jener Zeit heranziehen. Doch ist für eine Zeitdiagnose ein Diskurs nicht auf der Ebene der zu betrachtenden Zeit zu führen, damit die Erkenntnislage der damaligen Zeitgenossen freigelegt wird? Wollte Conrad seinen Herrn Kurtz in der Geschichte „Herz der Finsternis“ wirklich in Bezug auf die „Ideenverlassenheit, Welt- und Selbstfremdheit, Traditionsverlust, die Gewalt und ›das Grauen‹...“ seiner Zeit gesehen haben? Conrad schrieb fast ausschließlich aus seiner Lebenserfahrung als Seemann. Als „Abenteurer des Herzens“ bezeichnete ihn jemand; immer ging es ihm um Treue und Bewährung des Einzelnen; alle halten die Werte hoch. Nie sind es „moderne“, sondern eher zeitenthobene Menschen (das gilt auch für Geschichten mit Tatsachenbezug wie „Lord Jim“; und die Schilderung etwa von malaiischen Menschen hat in konkreter Hinsicht wenig Übereinstimmung mit der ethnologischen Wirklichkeit). Über seine Geschichten sagt er in der Vorbemerkung (auch) zu „Herz der Finsternis“: „Ich folge nur den Instinkten der Hoffart und Demut, die der ganzen Menschheit eigen sind.“ „[...] über die Ursprünge dieser Erzählung sei soviel gesagt: es ist bekannt, daß neugierige Menschen allerlei Orte durchstöbern (an denen sie nichts zu suchen haben) und dann mit dem vielfältigen Beutegut zurückkehren.“ So ist denn Herr Kurtz ein „Scharlatan“, begabt mit einer Silberzunge und bewaffnet mit einem Gewehr, der seine persönliche Begierde nach Macht und Reichtum durch Unterdrückung und Gefügigmachen der Schwarzen im Gebiet des Kongos zu erfüllen sucht, aber die Konfrontation als ein Mensch mit Anspruch auf Zivilisiertheit mit seinen eigenen Handlungen nicht aushält (deshalb auch der doppelsinnige Titel der Geschichte „Herz der Finsternis“). Der Erzähler sieht während der Sterbestunde (in der Kurtz sozusagen in die Abgründe seines Herzens schaut) „den Ausdruck düsteren Stolzes, unbarmherziger Gewalt, feigen Entsetzens“ auf Kurtzens Gesicht. In dieser (beklemmend beschriebenen) Situation zum Tode „schrie er, ein Schrei der nicht mehr war als ein Hauch: ›Das Grauen! Das Grauen!‹“ Das ist keine Geschichte von zeitlicher Zivilisationsbezogenheit, sondern eher eine zeitlose, höchst individuelle Geschichte, die sich so ähnlich zu aller Zeit ereignen kann. Meiner Ansicht nach hat diese „Liane“ nicht getragen.

Zu dem Zitat von Georg Lukács „Transzendente Obdachlosigkeit“ ist mir folgendes eingfallen: „Transzendental“ sollte man nach Kant auch in dessen

Sinne verwenden und nicht in der früheren scholastischen Bedeutung von „transzendent“. „Transzendental“ sind nach Kant die Bedingungen, die Erkenntnisse von Gegenständen a priori, d. h. ohne Einfluss von gemachter Erfahrung und Beteiligung der Sinne ermöglichen; d. h. sie liegen funktional der Erzeugung unserer Erfahrung zugrunde. Denn der Mensch ist nicht nur passiver, sondern auch aktiver Beobachter der Welt. Im Hinblick auf die moderne Hirnforschung könnte man sagen, dass hier der „Geist“ bzw. (in gut materialistischer Weise auf's Funktionale reduziert) die hirnorganische Verfasstheit in absoluter Beziehungslosigkeit auf vorherige weltliche Erfahrungen unserer Erkenntnistätigkeit Formen (neuronale Strukturen?) zur Verfügung stellt, die wir dann auf Daten unseres sinnlichen Inputs anwenden. Müsste man dann aber nicht sagen, „transzendente Obdachlosigkeit“ bedeute soviel wie – hirnampuliert?

Überhaupt bietet dieser Artikel manche Begriffe, deren Wahl man genauer betrachtet haben wollte, weil der Eindruck besteht, dass sie von Hartmut Böhme mit leichter Hand ins Spiel gebracht werden:

Nach Hartmut Böhme gehört es seit der Aufklärung zum Selbstverständnis moderner Gesellschaften, dass die Rationalisierung der Welt Gewissheiten hervorbringt, welche die Ordnungen des menschlichen Lebenszyklus, der Natur, der Staaten und der Gesellschaft stabilisieren sollten. Er erklärt, die Kontingenz, die sich im Laufe dieses Prozesses erhöht habe, die erst langsam als unhintergehbare Bedingung der Modernisierung erkannt worden sei, meine, dass Angst und Gefahr, Zufall und Unordnung, Katastrophe und Unglück, Biographie und Lebensformen, Erfolg und Zufriedenheit nicht mehr durch unverfügbare geistige Ordnungen gerahmt sind („metaphysische Rahmenlosigkeit“).

Immer wird die Aufklärung („die Aufklärung“, als die das 18. Jahrhundert angesehen wird) bemüht, wenn Veränderungen der modernen Zeit – meist zum Schlechteren – erklärt werden sollen. Dabei – will man auf etwas wie den Weltgeist zu sprechen kommen – ist die Aufklärung neben dem Buddhismus der ersten Stunde (Theravada) eine der größten Leistungen des menschlichen Geistes. Hier wird als Folge der Aufklärung eine metaphysische Rahmenlosigkeit behauptet. Aber „Aufklärung“ ist der lange Weg des Menschen aus seiner Unmündigkeit, der bislang im 18. Jahrhundert gipfelt und hier seine bekannten, bis heute wirksamen Formulierungen erhalten hat – unter anderen die Ermutigung Kants: „Sapere aude“. Dabei geht oft der Vorwurf des Atheismus (als krasse Form der metaphysischen Rahmenlosigkeit) Hand in Hand mit dem Schuldvorwurf an die Aufklärung. Atheisten gab es jedoch schon immer – die Aufklärer des 18. Jahrhunderts sind übrigens mehrheitlich keine Atheisten gewesen (auch Kant nicht) – und die Zweifel an der allumfassenden Liebe Gottes, seiner Allmächtigkeit, seiner Schöpfung und seines Versprechens, die Menschen aus den Schrecknissen des Lebens zu erlösen, sind schon früh entstanden. Spätestens aber seit Alfons X. von Kastilien (13. Jahrhundert) erklärte, dass, hätte er bei der Schöpfung im Rat Gottes geses-

sen, vieles besser geordnet worden wäre, sind sie nicht mehr zu überhören. Bezeichnend ist auch, dass Papst Gregor IX. Kaiser Friedrich II. vorwarf (Schreiben vom 21. Mai 1239), dieser habe gesagt, „von drei Schwindlern, nämlich Jesus Christus, Moses und Mohammed sei die ganze Welt betrogen worden“. Die ganze Neuzeit kann als das Zeitalter betrachtet werden, das sich dem „theologischen Absolutismus“ entzogen hat und damit dem kirchlich-dogmatisch oktroyierten metaphysischen Rahmen; Hans Blumenberg nennt die Neuzeit daher eine Zeit der „humanen Selbstbehauptung“, sowohl was die Abwehr gegen den theologischen Absolutismus betrifft, als auch gegenüber einer nun zunehmend als den Belangen des Menschen gleichgültig und übermächtig gegenüber stehend erkannten Natur. Hier wäre denn auch auf den naturwissenschaftlichen Aufbruch seit Kopernikus (der das selbst nicht so verstanden hat) einzugehen über den von Hartmut Böhme zitierten Ausspruch Nietzsches: „Seit Kopernikus scheint der Mensch auf eine schiefe Ebene gerathen, – er rollt immer schneller nunmehr aus dem Mittelpunkte weg – wohin? In's Nichts? In's durchbohrende Gefühl seines Nichts?“ bis hin zum Atomzeitalter (dem ehemaligen IAEO-Direktor Hans Blix wird eine Äußerung zugeschrieben, wonach angesichts der Wichtigkeit der Kernenergie die Welt einen Unfall vom Ausmaß Tschernobyls pro Jahr ertragen könne) und zum Informationszeitalter (das eine unabsehbare Manipulation und Gleichschaltung der Menschen befürchten lässt).

Aufklärung muss tatsächlich als Prozess begriffen werden, der schon in der Antike (zumindest seit Demokrit, Epikur und Lukrez) begonnen hat und noch längst nicht beendet ist (hoffentlich). Selbst in der Zeit der sogenannten Vorsokratiker wollte man schon eine Entwicklung „Vom Mythos zum Logos“ (Nestlé) – Logos durchaus im Sinne von Rationalität – festgestellt haben. Ich will hier die Definition von Immanuel Kant, was Aufklärung sei, nicht wiederholen, obwohl sie nicht oft genug wiederholt werden kann. Als Wahlspruch, wie Kant das nannte, als säkulares „Glaubensbekenntnis“, sollte das „Sapere aude“ (habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen) schon in der Schule zu Verständnis, zur Selbstverständlichkeit gebracht werden. Kant war sich allerdings auch der menschlichen Unzulänglichkeit bewusst. Im Anschluss an seine berühmte Definition meinte er: „Es ist so bequem, unmündig zu sein. Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurteilt usw., so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe es nicht nötig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann; andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen.“ (Das wurde vor über 225 Jahren geschrieben und trifft auch heute noch den empfindlichen Punkt.)

Hinsichtlich „Kontingenz“ – dieses Wort bringt die radikalen Bedingungen unserer Wirklichkeit und unserer Lebensbedingungen auf einen Begriff – mache ich den Unterschied zwischen einer „Kontingenz der Welt“ und einer „Kontingenz der Lebensumstände“. „Kontingenz der Welt“ ist, was die Naturmächtigkeit angeht, ein Absolutum, sozusagen der Basso continuo des Lebens in der Welt. Das menschliche Dasein als solches und die Welt sind

somit unhintergebar; oder mit den Worten von Ortega y Gasset, die „unhintergebare Zusammengehörigkeit von Ich und Welt“ (Ortega y Gasset, nach Stascha Rohmer in der Einleitung zu Ortega y Gasset „Der Mensch ist ein Fremder“). Hier verläuft die Demarkationslinie zum Niemandsland, dem Reich der Metaphysik. Ob dahinter blühende Landschaften oder Wüsten zu finden sind – oder aber Nichts, das muss jeder mit sich selbst ausmachen. Die Einsicht in die begrenzenden Bedingungen des menschlichen Daseins, die Kontingenz als *Conditio humana*, ist so alt, wie über das Leben nachgedacht wird; und sie ist (auch) in unserer kulturellen Überlieferung durch alle Zeiten unüberhörbar präsent. Die Einsicht – und nur diese, nicht die „Kontingenz der Welt“, ist steigerbar – in unsere bedingungslose Ausgesetztheit wurde im Verlaufe der letzten Generationen überdeutlich, was man, nach Sigmund Freud, die drei Kränkungen des Menschen nennt: Kopernikus hat uns, ohne es zu wollen, aus der Mitte des Weltalls gekegelt, Darwin hat uns der Krone der Schöpfung beraubt, und Freud hat uns gezeigt, dass wir nicht Herr sind im eigenen Haus (was allerdings nicht heißen sollte, dass wir weitgehend hilflos unserem Hirn ausgeliefert wären, das ist moderner neurobiologisch basierter Masochismus). Aber die tiefste Kränkung besteht immer noch darin, dass wir, ungefragt geboren, ungefragt dem Tode verfallen sind – man denke nur daran, mit welchen Anstrengungen man heute versucht das Leben zu verlängern ohne Rücksicht auf die Lebensqualität und die individuelle Weigerung, sich wehrlos zu einem quälend verlängerten Lebensende verurteilen zu lassen (und das unter Berufung auf die Ethik); sogar bis zur Aussicht auf Unsterblichkeit versteigt man sich – mit zum Teil bizarren Mitteln (Kryotechnik). Das mathematisch-physikalische Konstrukt einer Singularität, hinter die man nicht zurückdenken dürfe (wohl weil damals Zeit und Raum erst entstanden sein sollen), in allen Ehren, aber man fragt sich eben doch, was ist damals explodiert, woher stammt es, und worin fand dieser Urknall statt? Des Menschen Geist ist doch so geartet, dass er vor jedem beliebigen Zeitpunkt sich noch einen Zeitpunkt vorstellen kann bzw. dass ein „Nichts“ unvorstellbar ist („Nichts“ kann nicht einmal als Alternative angesehen werden, weil es dann „Etwas“ sein müsste). So fällt ihm das Sterben auch deshalb schwer, weil er keine Antwort darauf bekommt, worin die Welt und damit er selbst eingebettet ist. Und noch eine unhintergebare Bedingung unseres Menschseins gibt es offensichtlich: Die allgegenwärtige menschliche Grausamkeit auch und gerade gegen die eigene Art.

Hartmut Böhme hat in dem Sinne recht, wenn er „kontingent“ nicht als „Kontingenz der Welt“ insgesamt verwendet, sondern als Synonym für alltagsbestimmende Zufälligkeiten und Unwägbarkeiten der Ereignisse des menschlichen Daseins, und insoweit neben den metaphysischen Ordnungen auch die von Menschen geschaffenen materiellen Institutionen und Ordnungen, die inner- und zwischenstaatlicher Sicherungssysteme anspricht, die ihr Sicherheitsversprechen nicht eingelöst hätten, und deren Kontingenz die Menschen erst langsam erkannt hätten. Da kann man sicher eine langsame Veränderung der Rechtseinsicht (des regierten Volkes) seit dem Mittelalter bis weit in die Neuzeit feststellen: weg vom sogenannten „guten alten Recht“,



das allein durch sein Herkommen seine Legitimität erhielt, hin zu unserem gesetzten, positiven Recht. Und dessen unentwegte „Verbesserung“ wird sehr wohl wahrgenommen – und überaus skeptisch. Hat man doch den Eindruck, dieses Recht sei willkürlich verfügbar, gerade wie es den Regierenden ins Konzept passt (selbst unser Grundgesetz ist davor nicht gefeit und eine Dauerbaustelle). Was den materiellen Ausdruck dieser Gesetze betrifft, so lässt sich lapidar sagen, dass die staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen steinerne Regelmäßigkeiten sind und – was man selten bedenkt – ihre Legitimation nur durch geschichtliches Herkommen und die allseitige Befolgung der verkörperten Normen in der Öffentlichkeit erhält (im doppelten Wortsinn).

Freilich gab es in der Zeit vor dem Ende des alten Reiches durch die Französische Revolution und die napoleonischen Kriegswirren in Europa immer wieder relativ dauerhafte Macht- und Organisationsstrukturen. Aber die gaben nur für Minderheiten Schutz und wurden oft als freiheitsberaubend empfunden; außerdem waren sie daraufhin angelegt, andere zu beherrschen und fürs eigene Wohl auszubeuten; die Mittel: Sklaverei, Frondienste, Leibeigenschaft und Hörigkeit, Entrechtung ... bis weit in die Neuzeit. Auf's Ganze gesehen war die (eigentlich unfassbare) Ausgesetztheit des Menschen gegenüber Natur, Gewalt, Krankheit und Herrschaftswillkür lebensbestimmend. Die Bezeichnung „Barbarische Gesellschaft“ (Scheibelreiter) für die frühmittelalterliche Zeit spricht für sich. Oder man schaue sich einmal das Bild „Triumph des Todes“ von Pieter Bruegel an: auch im Reformationszeitalter gab es keine verlässliche Ordnung. Man denke an die Hungersnöte, an Pest und Cholera; an die ständig irgendwo marodierende Soldateska (mit Folterungen, Plünderungen, Todschatz und Vergewaltigungen – und das ungebrochen bis heute). Wenn wir uns heute etwas zugute halten können auf unsere Zivilisation und Kultur, dann nur, weil unsere Vorfahren beständige Ordnungen herbeiführen wollten. Gesellschaften bzw. gesellschaftliche Gruppen mussten sich schon immer – und je früher um so mehr – auf permanenten und riskanten Wandel und Handel, auf den Verlust von Sicherheit versprechender Prosperität, auf notgeborene Mobilität, Naturkatastrophen, Änderung der bestehenden Ordnung und langjährige Zerstörung des gesamten Lebensumfeldes (etwa 30jähriger Krieg im Reich, Religionskriege in Frankreich) einstellen. Entstehende „Netzwerke“ wie Hanse, Fugger, Gilden (lange Zeit von den Herrschern als Verschwörung gegen sich angesehen und deshalb verboten) und Zünfte, so bewundernswert sie an sich waren, waren eng begrenzte Handels- und Schutzgemeinschaften, die ungleich mehr Menschen ausschlossen und der allgemeinen Willkür überließen, als sie einschlossen.

Nach dem Ende des alten Reiches durch die Französische Revolution und die napoleonischen Kriegswirren in Europa sowie im Anschluss an die Aufklärung des 18. Jahrhundert sind in der Tat viele altvertraute Gesellschaftsstrukturen und -modalitäten obsolet geworden. Dafür hat sich aber im 19. Jahrhundert ein modernes Modell des (ökonomischen) Bürgertums – im

Gegensatz zum früheren Verständnis des Bürgertum in Abgrenzung zum Adel – gebildet, das wieder Sicherheit und Ordnung versprach (ein schönes Beispiel dieses wohl situierten Verständnisses habe ich an einem stattlichen Bürgerhaus (um 1900) in meiner Gemeinde gefunden: es ist als Blickfang eine steinerne Tafel in die Außenwand eingelassen mit den Versen „Lasst Neider neiden, lasst Hasser hassen / Was Gott mir gibt, muss man mir lassen“). Man musste aber dazugehören, sonst war man weiterhin ein ziemlich rechtloses „Individuum“, verdammt zu mehr oder weniger abhängiger Dienstbarkeit, willkürlicher Ausbeutung und einem Leben in einer Subkultur. Auch das 19. Jahrhundert war eine Zeit voller Aufruhr, Revolution, Kriege, von nicht durchweg begrüßten wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen; die Bismarck'sche Sozial- und Bündnispolitik. Nicht zu vergessen die Gründung des preußischen Kaiserreichs und dessen schrecklicher, selbstverschuldeter Zusammenbruch im Ersten Weltkrieg. Was in geistiger Hinsicht alle beharrende Kräfte mobilisierte, waren Darwin/Wallace (und ihr Vorläufer Chambers) sowie Sigmund Freud; und natürlich das aufklärerische Gedankengut (einschließlich demokratischer Strebungen), das die etablierten Machthaber zurecht als Gefahr ansahen.

Freiheit und Gleichheit und Bildung für alle, demokratische Ordnung und Rechte, wurden in Deutschland eigentlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg bzw. nach den unbeschreiblichen Gräueln der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit einigem Erfolg angegangen. Dann die grandiose Vision einer sozialen Marktwirtschaft und liberalen Verfasstheit des Staates. Allein, aus der Erinnerung ist leicht zu belegen, dass auch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Krisenzeit war für Deutschland und mehr noch für die Welt; dies stützt Böhmes skeptischen Blick auf die heutige Zeit. Aber auch diese Kontingenz (Zufälligkeiten des gelebten Lebens), die seiner Meinung nach erst langsam als unhintergehbare Bedingung der Modernisierung erkannt worden sei, ist schon immer gesehen worden; die Menschen haben auch in dieser Hinsicht eine lange Erinnerung; es braucht nur einige Stichworte, um sie zu evozieren; man braucht nur das Alte Testament lesen und die resignative Einsicht etwa des Predigers: „Es ist ja alles nichtig und ein Haschen nach Wind.“ Man hat schon immer die eigene Zeit als schwer erträglich erlebt. Der Volksmund weiß, dass nichts so beständig ist, wie der Wandel. Das Gefühl des Ausgeliefertseins lässt sich auch in Thomas von Kempens „Nachfolge Christi“ eindrucksvoll nachlesen. Da ist zu erkennen, was – auch von Hartmut Böhme herangezogen – Nietzsches „Selbstverkleinerung des Menschen“ (christlich: Selbstbescheidung) bedeutet. Hier setzen die modernen Hirnforscher noch eins drauf und machen den Menschen zum Spielball, zur Marionette seines Hirns.

Die „Kontingenz der Lebensumstände“ unterliegt so andauernder Veränderung; sie ist ein Kaleidoskop, das bei jeder Erschütterung die Muster ändert, wobei die Versatzstücke aber dieselben bleiben. Heute haben wir hier in Deutschland keine Kriegsgreuel und Hungersnöte mehr, nicht die durch die Bevölkerung wütende Cholera und Pest, dafür elektrischen Strom, geheizte

Wohnungen, Wasserversorgung und so viele Annehmlichkeiten, dass wir darüber vergessen haben, was hinter uns liegt. Ich halte es grundsätzlich mit Karl Popper und seiner Ansicht, „dass wir in einer Welt leben, die durch das tätige Leben und seine Suche nach einer besseren Welt immer schöner geworden ist und immer lebensfreundlicher“. Was nicht dahin gehend verstanden werden darf, die Welt entwickle sich kontinuierlich zum Besseren; auch dass die Welt immer schöner geworden sei, würde ich nur bedingt so sehen. Vielmehr gibt es Entwicklungssprünge und Rückschläge, aber auf's Ganze gesehen richten wir uns in der Welt immer besser ein; immerhin haben wir uns aus einer „Urzelle“ durch Zellteilung, Fusion und Vergesellschaftung bis hin zu unserer heutigen Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt entwickelt. Das ist schon eine Erfolgsgeschichte. Und sie geht weiter (wenn wir es zulassen), denn es ist unmöglich, hinter den erreichten Stand der Entwicklung zurückzugehen. Es kommt also alles darauf an, wie wir mit den uns an die Hand gegebenen geistes- und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen und (auch materiellen) Instrumenten umgehen. Jede Zeit hat ihre eigenen Schwierigkeiten zu bewältigen (und die sind heute wahrlich nicht gering), und jede Zeit steht für sich einer – wenn auch meist ignorierten oder romantisch schön geredeten – bezüglich des Menschen rücksichtslosen Natur-Wirklichkeit gegenüber (faktisch, nicht wertend), die unsere Ängste zutiefst bestimmt (siehe jetzt aktuell die Erdbeben vor Japan und der Tsunami mit Folgen in Fukushima).

Kann man also sagen, dass die heutigen Menschen jetzt erst langsam die Kontingenz (Zufälligkeiten) der menschlichen Bemühungen um Sicherheit und Ordnung erkennen würden? Vielleicht lässt sich bei dem modernen Menschen (ganz allgemein) ein bewusstes Ignorieren der prinzipiell gewussten Kontingenz nicht ausschließen, sozusagen, um es mit einem strafrechtlichen Begriff auszudrücken, eine Art grober Fahrlässigkeit (womit wir wieder bei der geistigen Bequemlichkeit wären); oder war es gar „bedingter Vorsatz“, die allgegenwärtige Gefährdung unserer zivilisatorischen und kulturellen Umwelt, ganz einfach ein Standpunkt des – um es mit Bud Spencer auszudrücken: futteténne (Scheiß drauf). Vielleicht sollte man statt „Kontingenz als unhintergehbare Bedingung der Modernisierung“ sagen, dass das sich noch aus dem Obrigkeitsdenken verdankende Vertrauen der Menschen in den Staat (in Verbindung mit der von den „Landesvätern“ vermittelten trügerischen Hoffnung zum Besseren) von den Regierenden hintergangen wurde, wenn sie all die Prozesse, die Hartmut Böhme im Zusammenhang mit der Modernisierung beschreibt, durchgesetzt haben mit dem Versprechen – vielleicht sogar wider besseres Wissen – unverbrüchliche Sicherheit und Ordnung zu schaffen. Dem stehen allerdings die Begehrlichkeiten und Forderungen aus der Bürgerschaft Pate. Das immer brüchiger werdende Vertrauen in den eigenen Staat und die Erfüllung seiner im eigentlichen Sinn existenzberechtigenden Aufgabe, zum Wohl des Volkes zu handeln, wieder herzustellen, das wird eine der großen Aufgaben der künftigen Politikergenerationen sein.

Was sind nun unverfügbare Ordnungen? Zunächst gibt uns Hartmut Böhme das Stichwort „geistige“ und fügt erklärend das Zitat „metaphysische Ordnungen“ hinzu. Den Griechen war der Kosmos eine geistige Ordnung. Den frühen Christen war die noch zu Lebzeiten erwartete Rückkunft Jesu eine unverbrüchliche göttliche Zusage. Der Gnosis war die materielle Welt die Schöpfung eines bösen Demiurgen eine Glaubensgewissheit. Den mittelalterlichen Menschen waren die Allmacht Gottes, seine Schöpfung speziell für sie, Heilsordnung und eschatologische Erwartungen, die heilige Kirche mit Papst, Priesterhierarchie, Rituale und geistliche Bevormundung bis in die intimsten Lebensbereiche hinein unhinterfragbare Gewissheiten. Diese und weitere geistige Orientierungen waren bzw. sind metaphysische Ordnungen. Ich bin mir nicht sicher, ob die frühmittelalterliche Ordnung „Klerus, Adel, Bauern“ (oratores, bellatores, laboratores) hierher gehört; aber auch sie ist Vergangenheit.

Diese Ordnungen musste die Kirche stets verteidigen gegen Heidentum, Häretiker, Aberglaube und Sektierern (die Grausamkeit der Vorgehensweise hierbei ist beispiellos). Die größten Feinde entstanden sogar im Schoße der Kirche. Das ganze Mittelalter hindurch gärte es unter den Menschen; es war in Wirklichkeit eine sehr umtriebige Gesellschaft. Die Erinnerungen der Menschen gingen weit zurück in die Vergangenheit, wenn auch nicht als exakte Kenntnisse, sondern in Form von Geschichten, die alte Geschehnisse tradierten. Sie wussten um andere Ordnungen. Verbindlich waren all diese sich ablösenden Ordnungen für die jeweils geschichtlich fassbaren Zeitabschnitte. Aber unverfügbar? Die Menschen waren sich sehr wohl bewusst, wie brüchig alle Ordnungsvorstellungen waren (siehe auch die beliebten Darstellungen der „Frau Welt“ – vorn gefällig, hinten verwurmt und in Verwesung begriffen). Ich glaube deshalb nicht, dass man allgemein von „unverfügbaren“ Ordnungen sprechen sollte.

Das Mittelalter setzte sich in diesen geistigen und geistlichen Strukturen fort bis zum Untergang des Feudalismus (Ende des alten Reichs 1806, in Wirklichkeit aber bis zur Katastrophe der beiden letzten Kaiser Wilhelm II. und Franz Joseph und der Abschaffung des Adels in der Weimarer Republik) und bis heute, da die Kirche ihre Machtstellung im Kern und im Anspruch immer noch behauptet. Gibt es tatsächlich keine(n) metaphysischen Rahmen mehr?

Die frühen Regungen, sich von Gott und der Priesterherrschaft zu befreien, waren geistesgeschichtliche Erscheinungen, die nur von einem sehr kleinen Kreis von Menschen getragen wurden. Die große Menge, seinerzeit das „gemeine Volk“ genannt, war daran nicht wesentlich beteiligt (obwohl auch aus diesen Bevölkerungsschichten durchaus Zweifel artikuliert wurden). Aber ist es heute in immer noch großem Umfang nicht auch noch so? Ist nicht festzustellen, dass eine weit überwiegende Mehrheit der heutigen Weltbevölkerung in (zum Teil unhinterfragtem) Glauben verharrt und nur der öffentliche Gestus sich (insbesondere in der westlichen Welt) verändert hat? Ist es nicht vielmehr so, dass zwar der allein selig machenden Kirche das Monopol

auf ewige Wahrheit nicht mehr zugestanden wird, dass bei uns das Vertrauen in die institutionelle Glaubensverwaltung schwindet und der Widerstand gegen die religiöse Bevormundung wächst, dafür aber eine Fragmentierung und damit Vervielfältigung des Glaubensangebots festzustellen ist (siehe Amerika, wo sich jeder für jedes Wochenende eine andere Glaubenszubereitung aussuchen kann). Nicht zu vergessen der zahlreichen evangelischen, orthodoxen, koptischen und insbesondere katholischen Christen (in Mittel- und Südamerika durchaus zunehmend), Buddhisten, Hinduisten, Juden, ungezählten Sekten, Astrologiegläubigen, Esoteriker sämtlicher Couleur und – last not least – der Muslime (die heutige Angst vor den Muslimen in Deutschland etwa besteht doch wesentlich in einer für die Zukunft befürchteten religiösen Auseinandersetzung). Und ist hier nicht auch viel geistige Gärung zu beobachten, das Rad sogar zurückzudrehen? Über 50% der Deutschen sind noch christliche Kirchenmitglieder, aber es ist doch nicht anzunehmen, dass die Nichtmitglieder alle Atheisten sind. Die allermeisten Menschen sind der Meinung, dass es da „Etwas“ gibt, dass das Universum nicht einfach so aus dem Nichts entstanden ist. Ich glaube nicht, dass geistige/geistliche/metaphysische Orientierungen verschwunden sind, sie haben nur einen stark reduzierten öffentlichen Verpflichtungscharakter; sie erleben eine Metamorphose. Wir leben in Zeiten des Umbruchs. So lässt sich sagen, dass ein spiritueller, metaphysischer Rahmen nicht verschwunden ist, wenn er auch durch eine oft vage formulierte oder zu Bewusstsein gebrachte Spiritualität ohne Verpflichtungscharakter ersetzt wird – aber im Einzelfall durchaus dogmatisch verteidigt wird. Es schwindet nur die geschichtlich gewordene, zwingend religiös-institutionelle Gewaltbarkeit bezüglich eines von der Gemeinschaft peinlich zu beachtenden, dogmatisch ausgerichteten Lebensvollzugs. Wenn wir dafür doch nur ein Ende der – im Kantischen Sinne – Unmündigkeit bekämen; das würde ich als Freiheitsgewinn verstehen. So aber kann ich Böhme nur in dem Sinne verstehen, dass der geistigen Bequemlichkeit dienende, aber längst obsolet gewordene metaphysische Ordnungen weggefallen seien; unverfügbar aber waren sie nur für eben diese Menschen, die sich darin eingerichtet hatten, im eigentlichen Sinne indoktriniert waren. So gesehen, sind unverfügbare Ordnungen – auch vor dem Hintergrund der Kontingenz – deshalb bestenfalls „als wider besseres Wissen unverfügbar geglaubte Ordnungen“ zu verstehen.

Hartmut Böhme sieht, um auf etwas anderes zu kommen, in unserer Zeit einen Zustand latenter Melancholie, einen verborgenen Nihilismus. Dieser Gleichsetzung widerspreche ich. Ein Begriff wie Melancholie hat einen Jahrtausende alten Bedeutungsinhalt und -horizont. Er sollte in einem ernsten Artikel nicht leichtfertig für einen dem Zeitgeschmack zu verdankenden Sprachgebrauch heran gezogen werden. Dem allgemeine Sprachverständnis zufolge ist Melancholie ein Zustand der Schwermut, der Trägheit, des Trüb- oder Tiefsinns. Der Nihilismus ist ein Standpunkt der bedingungslosen Verneinung bestehender Anschauungen, Wertschätzungen, Glaubenssätze und Verhältnisse. Auf den ersten Blick scheint „Sinnlosigkeit“ das verbindende Element zu sein. Doch dem ist nicht so: Der Melancholiker fürchtet sie

und sucht einen Ausweg; das ist seine Verzweiflung. Der Nihilist behauptet die Sinnlosigkeit und bejaht seine alles verneinende Einstellung (eigentlich paradox) und agiert und wirkt mit ihr nach außen – er schürt die Verzweiflung. Der Nihilismus ist, kurz gesagt, eine bewusste geistige Einstellung, ein philosophischer Standpunkt; Melancholie dagegen ist eine Gemütsverfassung. Dabei glaube man aber nicht, dass Melancholie nur trübselige Grübelei sei. Vielmehr ist sie in ihrer Ausdrucksweise ganz und gar nicht eindeutig – sowohl geistesgeschichtlich als auch medizinisch verstanden. Man denke an Viktor Hugos paradoxe Feststellung: „La Melancholie, c’est le bonheur d’être triste.“ – Die Melancholie ist das Glück, traurig zu sein. Melancholie ist Lebensschicksal. Dürers „Melencolia II“ ist immer noch die beste bildliche Darstellung.

Melancholie und Nihilismus sollen nach Böhme „latent“ sein; ergo können sie nur von außen „diagnostiziert“ werden. Diese Perspektive „von außen“ ist die Crux vieler Autoren, die, wenn sie über Melancholie und Depression urteilen, häufig nicht wissen, wovon sie sprechen. „Melancholie“ und „Depression“ werden in allgemeinsten Bedeutung gebraucht, die der tatsächlich dahinter stehenden Bedeutung und den damit benannten gesundheitlichen Probleme nicht gerecht werden (ein Melancholiker ist nicht notwendigerweise depressiv; eine depressive Person muss kein Melancholiker sein). Melancholie, solange sie nicht, weil zu sehr aus dem Gleichgewicht geraten, als psychische Krankheit (=Depression) manifest bzw. darauf in gut psychiatrischer Weise reduziert wird, sondern geistesgeschichtlich verstanden wird, kann als ausgesprochen wacher, wenn nicht sogar schöpferischer Geisteszustand wahrgenommen werden. Der Melancholiker sieht mit geschärftem Blick in die Welt; wo andere die Oberfläche sehen, sieht er den doppelten Boden. Seit Aristoteles/Theophrast von Lesbos („Warum erweisen sich alle außergewöhnlichen Männer in Philosophie oder Politik oder Dichtung oder in den Künsten als Melancholiker?“) wird dieses positive Ansehen der Melancholiker tradiert und man kann heute jedenfalls noch sagen, dass gerade besonders begabte, insbesondere künstlerisch begabte Menschen von der Melancholie bedroht sind (Melancholie scheint mir überwiegend konstitutionell zu sein; vor Depression dagegen ist niemand gefeit). Überhaupt ist die Melancholie ein in seiner Bedeutung in Tiefe und Breite kaum auszuschöpfender Begriff (siehe etwa „Saturn und Melancholie“ von Klibansky / Panofsky / Saxl). Ihre Bedeutung war im steten Wandel, und im Laufe der Zeit ergaben sich Weiterungen, wie etwa die Einbeziehung der Acedia, der Tristesse, des saturnischen Menschenbildes. Die Melancholie:

Eine Gratwanderung zwischen Sein und Nichtsein – Ja.

Eine verzweifelte Suche nach dem Sinn des Lebens und der Welt – Ja.

Eine „Sympathie für den Tod“ (Thomas Mann) – Ja.

Aber Nihilismus? Nein!

Indirekt überantwortet Hartmut Böhme also eine ganze Menge melancholischer Menschen pauschal dem Verdacht, Nihilisten zu sein. Dabei sind

gerade die Melancholiker es, die in unserer angeblich wertvergessenen Zeit die Tugenden etwa von Fleiß, Treue, Pflichtbewusstsein und Freundschaft wertschätzen und zu leben versuchen. Immanuel Kant schreibt: „Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt, wird nicht darum so genannt, weil er, der den Freuden des Lebens beraubt, sich in finsterner Schwermut härmert, sondern weil seine Empfindungen, wenn sie über einen gewissen Grad vergrößert würden, oder durch einige Ursachen eine falsche Richtung bekämen, auf dieselbe leichter als einen anderen Zustand auslaufen würden. [...] er hasset Lüge oder Verstellung. Er hat ein hohes Gefühl von der Würde der menschlichen Natur. [...] Alle Ketten von denen vergoldeten an, die man am Hofe trägt, bis zu dem schweren Eisen des Galeerensklaven sind ihm abscheulich.“ Die moderne Depressionsforschung weiß es auch nicht anders: „Eigenschaften wie Fleiß, Einsatzfreude, Korrektheit usw. sind in einem gewissen Grad typisch für die Persönlichkeitsstruktur von Depressiven.“ (Prof. Dr. Volker Faust u.a., Psychiatrisches Landeskrankenhaus Weissenau, Depressionsfibel 1997<sup>3</sup>)

Dann setzt Hartmut Böhme die Acedia mit „Zynismus“ und „Herzenskälte und Gleichgültigkeit“ gleich. Das finde ich nicht richtig. Für die Antike bedeutete Acedia zunächst jegliche Art von Sorglosigkeit und Unbekümmertheit. Von Problemen des Mönchtums (morbus monasticus, dem Mittagsteufel, d.i. mönchische Unlust und Trägheit im Dienst an Gott) ausgehend, sprach die christliche Kirche dann von Trägheit und setzte sie einem morbus melancholicus gleich. Sie erhob sie in inniger Verbindung mit der Traurigkeit (Tristitia) zu einer der sieben Hauptsünden. Man hat die Acedia also durchaus in Verbindung mit der Melancholie verstanden. Man hat sie zwar immer auch mit Kälte und Gleichgültigkeit in Verbindung gebracht, aber nur, weil die Melancholiker wie die Stoiker, die sie in einem gewissen Grade auch sind, nicht bereit sind, ihre Gefühle zu Markte zu tragen (und sich gefühlsrohen Verletzungen durch die lieben Mitmenschen auszusetzen) – wobei noch zu sagen ist, dass es besser Gleichmütigkeit als Gleichgültigkeit heißen sollte: Gleichmut ist Seelenstärke; Gleichgültigkeit ist in diesem Zusammenhang negativ besetzt. Das aus dem für die damalige Zeit (Verständnis der Lebensumstände vorwiegend in theologischen Kategorien christlicher Sünden-, Gnaden- und Erlösungslehre) nachvollziehbare Unverständnis des potentiellen Krankheitscharakters der Melancholie – obwohl von Hippokrates über die Zeit Galens bis ans Ende des Mittelalters „Melancholia“ in der 4-Säfte-Lehre (und der 4-Temperamenten-Lehre) durchaus als ein aus dem Gleichgewicht geratener gesundheitlicher Zustand des Menschen begriffen wurde – hat zu unmenschlichen Zuständen nicht nur für die Melancholiker, sondern für alle, heute psychisch krank genannte Menschen geführt (man lese Foucault). Man muss sich die mit Schmerz und Ohnmacht verbundene, den ganzen Menschen bezwingende Acedia, also Handlungsunfähigkeit (nicht manisch) depressiver/melancholischer Menschen vorstellen, wobei die Betroffenen dieses Zustandes sich durchaus bewusst sind, aber ohne Hilfe nicht vermögen, etwas zu ändern. Und sie können ihre Gefühle, die sie sehr wohl haben, nicht äußern, weil sie nur auf Unverständnis gestoßen sind und

auch noch heute stoßen – und damit im höchsten Maße verletzlich sind. Hier zeigt sich das ganze Unverständnis und die Lieblosigkeit unduldsamer und zur Empathie nicht fähiger bzw. sich nicht auf sie einlassen wollender Menschen. Da liegt doch der eigentliche „Zynismus“, die „Herzenskälte und Gleichgültigkeit“.

(Kultur-)Geschichtsschreibung ist mir bewunderungswürdig, wenn sie etwa den Rang der Werke Jakob Burckhardts hat, oder wenn sie entsprechend der Maxime Leopold von Ranke – cum grano salis – erzählt, „wie es eigentlich gewesen“ ist. Auch Goethes „Dichtung und Wahrheit“ ist ein schönes Beispiel geschriebener Geschichte (auch wenn er damit nicht fertig geworden ist), dessen (poetisches, nichtsdestotrotz realistisches) Programm im Titel angelegt ist. Nur in der Erzählung gewinnen, nach Reinhart Koselleck, die vermeintlichen Tatsachen ihren geschichtlichen Rang, nämlich wirksam geworden zu sein. Geschichte und Kultur ist das, was – wie Helmut Kohl seinerzeit (in anderem Zusammenhang, obwohl er sich aber sehr wohl „geschichtlich“ verstand) so feinsinnig gesagt hat – hinten herauskommt. Erst im Nachhinein weiß man, was geschehen ist und Geschichtsschreibung ist der immer neue Versuch, mithilfe der Überlieferungen und der überkommenen Artefakte eine plausible Darstellung vergangener Zeiten zu geben. Historische Begebenheiten sind in und aus ihrer Ereigniszeit heraus wie auch im Nachhinein nicht teleologisch lesbar, d.h. es gibt in der Geschichte keine abstrahierbare Vorsehung, die der (Kultur-)Geschichte ihren Weg wies; Prognosen erweisen sich grundsätzlich als fragwürdige und fragile Gespinste. Lässt man das Konzept von Gottes Plan weg, ist jede Philosophie über einen sinnvollen Gang von Kultur und Geschichte in meinen Augen unsinnig (über die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft kann man selbstverständlich philosophieren). Das sind dann die Morgenstern'schen Blasen aus Schaum und Traum. Christian Morgenstern wird mir hoffentlich die gekürzte Verwendung nachsehen:

*Korf erfährt von einer fernen Base,  
einer Zauberin,  
die aus Kräuterschau Planeten blase,  
und er eilt dahin,...  
Und sie reicht ihm willig Krug und Ähre,  
und er bläst den Schaum,  
und sieh da, die wunderschönste Sphäre  
wölbt sich in den Raum,  
wölbt sich auf, als ob's ein Weltball wäre,  
nicht nur Schaum und Traum....*

Der Rest ist – nein, nicht Schweigen – ist Theologie und Theodizee. Und genau das hat Hegel betrieben. Zutiefst im Christentum gründend hat er Philosophie und Religion/Theologie in eins gesetzt. Hegel ist natürlich das Stichwort zu dem Artikel „Die Bewegung des Begriffs“ von Michael N. Forster und Claudia Wirsing. Er hat mich anfangs durchaus interessiert.



Dann musste ich aber wieder einmal erkennen, dass viele Autoren, die über Hegel schreiben, leider über kurz oder lang dazu neigen, in dieselbe ungenießbare Diktion zu verfallen, wie der Meister selbst. Zu diesem Beitrag habe ich folgendes Gedicht gefunden:

*Ein Mensch in seinem Übermut  
Schafft sich die Werke Hegels an.  
Will wissen, was am Begriffe dran  
Und was der Weltgeist tut.*

*Der Geist, so liest er, wand're durch die Welt  
Und expliziere sich, wo's ihm gefällt.  
Was wirklich sei, das sei vernünftig,  
Und was vernünftig, sei auch wirklich.*

*Er versteht, er muss es vom Begriff angehen.  
Aha, die Begriffe wohnen in den Dingen;  
Sie offenbaren sich, um, was wirklich, zu bestimmen,  
Sind dialektisch stets als in Bewegung anzusehen.*

*Der Mensch bescheidet sich und fasst so den Entschluss,  
Dass er nicht alles auch begreifen muss.  
Ich bin, sagt er, nicht schwindelfrei,  
Recht hatte Schopenhauer: Hegelei!*

Freilich, das ist nur ein Standpunkt. Und was dem einen ein Uhl, ist dem anderen ein Nachtigall. In seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ schrieb Egon Friedell über Hegel (1931): „... sein Hauptwerk, die ‚Phänomenologie‘, ist allerdings heute kaum mehr lesbar.“ Dagegen gab die Philosophin Barbara Muraca gerade Hegels ‚Phänomenologie‘ als ihr Lieblingsbuch an (Philosophischer Wegweiser, Alber, 2010).

Aber hier will ich einhalten und – um im Bilde der Bewegung zu bleiben – mit Petrarca schließen, dem Besteiger des Mont Ventoux und Begründer einer neuen Naturerfahrung: „Wenn einer, der den ganzen Tag gelaufen ist, gegen Abend ankommt, so ist es genug.“

Georg Girresch, Weinstadt